

Das Modische. Zu Entstehungsbedingungen und Funktionen einer bestimmten Art von Konformismus

Von Karl Acham

Das als „modisch“ im engeren Sinn Bezeichnete, die Kleidung, ist durch kurzfristige Wandlungsprozesse charakterisiert und steht dem allgemeinen Verständnis nach im Gegensatz zu den Prinzipien der Dauer und der Beständigkeit, durch welche man die traditionellen Trachten bestimmt sieht. Aber wie ist es dann beispielsweise um die Sinnhaftigkeit der Rede von „Trachtenmode“ bestellt? Und wie sehr sind die mit der Kleidermode verbundenen Begleitvorstellungen des Modischen für andere Bereiche des Lebens charakteristisch?

I. Tracht, Tradition und Trachtenmode

Wie der deutsche Volkskundler und Germanist Hermann Bausinger in einem seiner anregenden Aufsätze zu Fragen der Mode¹ ausführt, ziehen sich Sittenpredigten gegen die Mode durch die Jahrhunderte, wobei fast immer ganz bestimmte zeitgenössische Moden zum Gegenstand der Kritik gemacht wurden. Als positiver Leitbegriff in all diesen Abhandlungen sei der Mode als etwas Fremdem, Willkürlichem, Verrücktem und jedenfalls „Künstlichem“ das „Natürliche“ entgegengestellt, aber zugleich übersehen worden, dass das Gefühl der Natürlichkeit, ja der Begriff der Natur selbst, konfektioniert ist und den Einwirkungen der Mode unterliegt.

„Vor allem aber wäre es falsch, den Gegensatz zwischen Tracht und Mode bis in die Gegenwart fortzuschreiben [...]. Tracht ist gerade nicht mehr das selbstverständlich Tradierte – diese Selbstverständlichkeit und insoweit ‚Natürlichkeit‘ kommt eher der modischen Kleidung zu; Tracht dagegen ist etwas ganz bewusst Gepflegtes, das einen bestimmten Stellenwert im Kulturgefüge hat.“²

Trachten entwickelten sich innerhalb bestimmter ethnischer Verbände und gesellschaftlicher Schichten und unterlagen den Kleiderordnungen, welche die soziale Distinktion innerhalb eines Herrschaftsverbandes – einer Stadt, einer Grafschaft, eines Fürstentums oder sogar einer Nation – sicherstellen sollten. So heißt es etwa in der Kleiderordnung der Stadt Kiel aus dem Jahre 1417:

„Keine Frau darf gekrauste Tücher tragen und nicht mehr als zwei Mäntel haben, die mit Pelzwerk gefüttert sind, und darf auch keinerlei Geschmeide mit teurem Gestein und Perlen an allen ihren Kleidern tragen, wenn ihr Mann an die Stadt nicht mindestens 400 Mark Silber zu versteuern hat. Wenn eine Frau

1 Hermann Bausinger: Zu den Funktionen der Mode. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde/Archives suisses des traditions populaires Bd. 68–69 (1972–1973), S. 22–32. Auch unter: <https://publikationen.uni-tuebingen.de/xmlui/handle/10900/47650> [2015-10-28].

2 Ebenda, S. 24.



dessen überführt wird, so sollte das der Stadt mit 10 Mark Silber gebessert werden. Dieselbe Strafe trifft den Übertreter der weiteren Bestimmungen: Wenn der Mann der Stadt für mindestens 200 Mark Steuern zahlt, so darf seine Frau eine lötige (rein, ungemischt) Mark Silber an allen ihren Kleidern tragen. Die Jungfrauen sollen es in derselben Weise halten [...]. Wenn der Mann der Stadt zwar Steuern zahlt, aber nicht für 100 Mark, so darf seine Frau keinerlei Geschmeide tragen. Insbesondere darf keine Bürgersfrau Pelzwerk oder Seide unten an ihren Kleidern tragen“.³

Entsprechendes galt – mit wesentlich weiterer Verbreitung und ungleich längerer Wirksamkeit – für die byzantinische Kleiderordnung. In Byzanz, das ein Staatsmonopol auf eigene Seidenproduktion besaß, wurden kostbarste Stoffe hergestellt, die den Herrschern und – entsprechend abgestuft – auch dem Adel und den kirchlichen Würdenträgern vorbehalten waren. Die Art der Gewänder nach byzantinischem Vorbild wurde stilbildend für die Feudalität des europäischen Mittelalters und findet sich noch heute in den liturgischen Roben, aber auch in den Talaren der Höchstrichter sowie der Dekane und Rektoren an den Universitäten.

Doch diese durch Kleiderordnungen verbürgten Trachten sind keineswegs nur eine Sache des Feudalismus. Max Weber schilderte, ähnlich wie bereits Alexis de Tocqueville zuvor, wie man sich in den USA, wollte man in dieser Demokratie – in welcher Stellung auch immer – als vollwertig gelten, verschiedenen Konventionen der bürgerlichen *society* fügen musste, „einschließlich der sehr strengen Herrenmode“, und wie es nötig war, „in eine der als ausreichend legitimiert anerkannten Sekten, Clubs oder Gesellschaften *gleichviel* welcher Art hineinballotiert zu werden und sich darin, durch *Bewährung* als Gentleman, zu behaupten“.⁴ Noch in dem egalitären System von Mao Zedongs China gab es je nach gesellschaftlichem Verband verschiedene Uniformfarben – Blau für Bauern und Arbeiter, Olivgrün für Militärangehörige, Silbergrau für Parteifunktionäre –, aber darüber hinaus auch vergleichsweise unauffällige, funktionspezifische Distinktionen. Doch gerade die im Namen des Gleichheitsideals⁵ verordnete allgemeine Schlichtheit förderte die Wahrnehmbarkeit des Unauffälligen. In allen diesen Fällen – gleichgültig ob im Feudalismus, in der bürgerlichen oder in der sozialistischen Demokratie – geht es um so etwas wie die Herstellung konformer Exklusivität, oder besser gesagt: von Konformität nach „innen“ und Exklusivität nach „außen“.

3 Zitiert nach Karl Martin Bolte, Dieter Kappe und Friedhelm Neidhardt: Soziale Ungleichheit. 3., vollständig neu bearb. Aufl. Opladen: Leske + Budrich 1974. (= Beiträge zur Sozialkunde. Veröffentlichung der Hochschule für Wirtschaft und Politik, Hamburg. Beiträge zur Sozialkunde / B.) S. 5.

4 Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Bd. 1. [ED Tübingen: Mohr 1920.] 6. Aufl. Tübingen: Mohr (Siebeck) 1972, S. 216.

5 Man weiß, in welchem Maße die Freiheit, sich nach eigenen Vorstellungen zu kleiden, zu frisieren und zu schminken, zur Sehnsucht der chinesischen Bevölkerung geworden war, als nach dem Ende der Kulturrevolution die harten Gesetze und Verordnungen des asketisch-egalitären Sozialismus zurückgenommen wurden.

II. Der Aufstieg der Mode und das Modische

Wie ist es nun um den Aufstieg der Mode bestellt, mit deren Begriff doch im Unterschied zur Tracht das Bedeutungselement einer verhältnismäßig kurzfristigen Geltung einhergeht? Zweifellos lebte bis ins 19. Jahrhundert hinein der größte Teil der europäischen Bevölkerung nicht unter dem permanenten Diktat von Moden. Doch mit dem Aufstieg des Bürgertums und der zwischen den sozialen Schichten zunehmend kompetitiver werdenden Beziehungen sollte sich dies in Europa, vor allem nach den revolutionären Ereignissen des Jahres 1848, ändern. So wie das Bürgertum die Adligen, so suchten Teile der unteren Schichten der Bevölkerung das Bürgertum hinsichtlich der Kleidung, aber auch anderer Komponenten der Lebensführung zu imitieren. Diesem Imitationswillen entsprach ein erhöhter Distinktionsbedarf der Imitierten. Doch die Beschleunigung dieses Wandels delegitimierte die ehemals bestehende symbolisch aufgefasste Konstanz des Kleidungsstücks und die mit der Vorstellung von Dauer und Einzigartigkeit verbundene Dignität seines Trägers. Daher sollte sich auch in der Folge im Tragen von Kleidungsstücken nach und nach eine persönlich-expressive Orientierung Ausdruck verschaffen, so dass Kleidungsstücke eher eine Sache von Geschmacksfragen wurden als von Statuszuschreibungen.

Wo der Geschmack gegenüber der Sicherung der ständischen Kleidersymbolik an Bedeutung gewann und Fragen des Standesethos zunehmend solchen nach dem Erfolg in einer demokratisch verfassten Erwerbsgesellschaft wichen, kam jenen psychodynamischen Mechanismen erhöhte Bedeutung zu, die Charles Horton Cooley in seinem Buch *Human Nature and the Social Order* (1902) dargelegt hat, in dem er das Konzept des „Spiegel-Ichs“ (*looking-glass self*) entwickelte.⁶ Zunächst legt es die Idee des gespiegelten Ichs nahe, dass sich jemand dadurch bestimmt sieht, wie er im Bewusstsein der Anderen, mithin als sein eigenes Fremdbild, erscheint. Der mit dem *looking-glass self* verbundene Begriff der *self-idea* wiederum kann zweierlei betreffen: das Bild, das einer von seiner realen Verfassung hat, also sein Selbstbild, aber auch dasjenige, das er gerne von sich realisiert fände, also sein Wunschbild. In diesem Sinne fördert Cooleys Konzept eine Vorstellung von Identität, die in der angestrebten Identifikation von insgesamt drei „Bildern“ besteht: in dem Bestreben einer Person (oder einer Gruppe), einerseits das Selbstbild und das Fremdbild (also das Bild, das Andere von ihr haben), andererseits das Selbstbild und das Wunschbild zur Deckung zu bringen.⁷ (Das Selbstbild der Person stimmt bekanntlich nicht im-

6 New York [u. a.]: Scibner 1902.

7 Man kann zeigen, wie Teile der später einflussreichen soziologischen und sozialpsychologischen Untersuchungen unmittelbar an Cooleys Überlegungen anschließen; vgl. exemplarisch David Riesman, Nathan Glazer und Reuel Denney: *The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character*. New Haven: Yale Univ. Press 1950. (= *Studies in national policy*. 3.) Deutsch: *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters*. Mit einer Einführung in die deutsche Ausgabe von Helmut Schelsky. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1956. Vgl. ferner Erik H. Erikson: *Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze*. Aus dem Amerikanischen von Käte Hügel. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973. (= *suhrkamp taschenbuch wissenschaft*. 16.); Erik H. Erikson:



mer mit dem Bild überein, das Andere von ihr haben. Auch das Selbstbild stimmt im Allgemeinen nicht mit dem Wunschbild überein, das dem Einzelnen von sich vorschwebt; diese seelische Verfassung bringt das Søren Kierkegaard zugeschriebene Wort zum Ausdruck: „Wehmütig grüßt der, der ich bin, den, der ich sein möchte.“)

An diese von Cooley entwickelten Ideen schloss eine ganze Reihe von später einflussreichen soziologischen und sozialpsychologischen Untersuchungen unmittelbar an. Im Besonderen gilt dies für den bislang größten soziologischen Bestseller, die Studie *The Lonely Crowd* von David Riesman, Nathan Glazer und Reuel Denney aus dem Jahr 1950.⁸ Diese Autoren suchen „die Art und Weise, wie die Gesellschaft einen gewissen Grad von Verhaltenskonformität der ihr zugehörigen Individuen garantiert“,⁹ zu analysieren, und finden anhand der europäisch-amerikanischen Gesellschaftsentwicklung drei Typen von „Charakteren“, von denen für unseren Zusammenhang zunächst zwei, nämlich der „traditions-geleitete“ und der „außen-geleitete“ Charakter, von Bedeutung sind. Die Individuen der erstgenannten Art sind durch überkommene, in der Regel sehr konkrete Verhaltensdirektiven bestimmt, welche durch ihre institutionelle Verfestigung in Bräuchen, Sitten und Zeremonien auf den Einzelnen in lange gleichbleibenden Situationen einwirken – diese Charaktere bestimmen, wie man sagen könnte, das Zeitalter der *Tracht*; Individuen der zweiten Art werden dagegen durch eine Gesellschaft geformt, die als Kriterium für die Messung und Bewertung der Handlungen Einzelner die Anerkennung der „Anderen“ festlegt, mithin das Sich-Richten nach der *peer group* und der öffentlichen Meinung, und das heißt vor allem nach den Informationen der Massenmedien – diese Charaktere bestimmen das Zeitalter der *Mode*. Riesman und seine Mitautoren geben dazu folgende Beschreibung:

„Das gemeinsame Merkmal der außengeleiteten Menschen besteht darin, daß das Verhalten des einzelnen durch die Zeitgenossen gesteuert wird; entweder von denjenigen, die er persönlich kennt, oder von jenen anderen, mit denen er indirekt durch Freunde oder durch die Massenunterhaltungsmittel bekannt ist. Diese Steuerungsquelle ist selbstverständlich auch hier ‚verinnerlicht‘, und zwar insofern, als das Abhängigkeitsgefühl von dieser dem Kind frühzeitig eingepflanzt wird. Die von dem außen-geleiteten Menschen angestrebten Ziele verändern sich jeweils mit der sich verändernden Steuerung durch die von außen empfangenen Signale. Unverändert bleibt lediglich diese Einstellung selbst und die genaue Beachtung, die den von den anderen abgegebenen Signalen gezollt wird.“¹⁰

Der vollständige Lebenszyklus. Aus dem Amerikanischen von Waltraud Klüwer. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 737)

8 Vgl. Riesman / Glazer / Denney, Die einsame Masse.

9 Ebenda, S. 22.

10 Ebenda, S. 38. (Im Original alles in Kursivdruck.) – Zum Thema der Außenlenkung hat der Psychologe Peter Robert Hofstätter bedeutsame, aber weitgehend unbeachtet gebliebene Überlegungen angestellt. Siehe P. R. H.: Individuum und Gesellschaft. Das soziale System

Als soziale Trägerschicht dieses Modebewusstseins gilt der „neue Mittelstand“ der Angestellten und Beamten, vornehmlich solcher in Handel, Gewerbe und Bürokratien.

Der dritte, in chronologischer Hinsicht mittlere Charaktertypus wird von Riesman und seinen Mitautoren als „innen-geleitet“ bezeichnet. Er ist durch persönliche, verinnerlichte Werthaltungen prinzipieller Art bestimmt, welche es dem Einzelnen möglich machen, in dem in traditionellen Gesellschaften nicht üblich gewesenen dynamischen Wandel der sozialen Situationen moralisch konsistent zu bleiben. Die Zeit der Außenlenkung ist für Riesman, Glazer und Denney die Zeit des Übergangs vom individuellen zum sozialen Gewissen, in der „Gut-sein“ heißt „Wie-die-anderen-sein“. Hier liegt der Grund für die Toleranz dessen, der beliebt sein möchte und sich gewissermaßen als Verkäufer seiner selbst einer Kundschaft offeriert, die er nicht durch allzu selbstbewusstes oder gar schroffes Verhalten verstören möchte. So wurde der Nonkonformismus des „innen-geleiteten“ Individuums durch eine neue, „soziale Ethik“ abgelöst, und zugleich damit rückte der Typus des alerten, außen-geleiteten Charakters kontinuierlich vor, der dazu disponiert erschien, kommerziell induzierten Inventionen und Innovationen gebührend Rechnung zu tragen.¹¹ Was

in der Krise. Frankfurt am Main; Berlin; Wien: Ullstein 1973. (= Ullstein-Bücher. 2955.) S. 151–225. Zum Thema „Innenlenkung und Mitbestimmung“ vgl. ebenda, S. 71–92.

- 11 Die Geschichte der Psychologie und Soziologie führt vor Augen, dass in diesen Disziplinen mitunter der Konformist geradezu zur anthropologischen Grundfigur gemacht wurde. Die Rede ist hier von der auch heute noch gelegentlich nachweisbaren Tendenz, die nach Dennis H. Wrong in einer „over-socialized conception of man“ Ausdruck findet: von der Auffassung, der zufolge der Mensch einen solchen Grad an Plastizität aufweise, dass es möglich sei, ihn durch soziale Einflüsse auf beliebige Weise zu formen. (Vgl. Dennis H. Wrong: *The Over-Socialized Conception of Man in Modern Sociology*. In: *American Sociological Review* 26 [1961], S. 183–193.) Die politische Elite der USA und die ihr affilierten Wissenschaftler betrachteten ihre eigene Gesellschaft als eine Einwanderergesellschaft, wobei es als ausgemacht galt, dass die aus welcher Richtung auch immer kommenden Zuzügler umstandslos an die neue Lebenswirklichkeit angepasst, und das hieß: im Sinne der Standards der amerikanischen Zivilisation sozialisiert werden könnten. Im Wesentlichen wird hier ein Menschentyp vorausgesetzt, dessen einzelner Repräsentant angesichts einer unübersichtlichen neuen Situation genötigt ist, auf die Signale der Mitwelt zu reagieren und ihnen zur sozialen Optimierung seines Verhaltens Rechnung zu tragen. (Dies war ja auch der Anlass für die Untersuchungen von Charles H. Cooley und für ähnliche andere nach ihm.) Unterstützt von lerntheoretischen Ansätzen einer dem Anspruch nach häufig maßlos überdehnten deterministischen Psychologie, mit welcher sich manipulative sozialtechnische Anwendungen unmittelbar verbinden ließen, eignete sich die Soziologie als „Instrument des Konformismus“, wie sie Kurt Sontheimer einmal bezeichnete. (Vgl. Kurt Sontheimer: *Soziologie als Instrument des Konformismus*. In: *Frankfurter Hefte* 2 [1956], S. 531–542; teilweise wieder abgedruckt in: *Konformismus – Nonkonformismus. Kulturstile, soziale Mechanismen und Handlungsalternativen*. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Lipp unter Mitarbeit von F[riedrich] W. Stallberg. Darmstadt; Neuwied: Luchterhand 1975. [= *Soziologische Texte*. 93.] S. 375–385.) – Auf geradezu paradigmatische Weise lässt sich an diesem Beispiel studieren, wie eine historisch herausgebildete Form der Außensteuerung und der Konformitätslenkung von der Wissenschaft selbst als ein anthropologisches Merkmal verstanden und sie selber – durch bestimmte Verhaltenserwartungen oder einfach durch fixe Ideen ihrer Vertreter gesteuert – zur Ideologie wurde.



dabei an Selbstwert verloren ging, wurde durch die Steigerung des Gesellschaftswerts und ein Mehr an Kontakten mit denk- und verhaltenskonformen Anderen kompensiert. Dies sind die Bedingungen, unter denen modisches Bewusstsein gedeiht und jegliche Werbung für massenhaft fabrizierte Modeprodukte sich rechnet. Das Etikett des Modischen kommt einem Gegenstand, wie Hermann Bausinger ausführt,

„insbesondere an der Stelle zu, wo ihm *noch* der Geruch des Exklusiven anhaftet, wo er aber *schon* im größten Umfang propagiert und dann auch verhältnismäßig rasch übernommen wird. [...] Das Modestadium ist also zu lokalisieren in der Zeit der Krisis, des Umschlagens in sehr viel weniger auffallende Gewohnheit. Zugespitzt und verallgemeinernd könnte man sagen: Mode erscheint [...] als das Pubertätsstadium bei der Entwicklung von Dauergewohnheiten;“¹²

oder, so müsste man wohl hinzufügen: vor deren „Hype“, auch wenn auf diesen das Verschwinden folgen sollte.

Das, was nun als „modisch“ gilt, ist dabei nicht nur das relativ harmlose auf Textilien und auf die entsprechenden Accessoires bezogene Verhalten, sondern häufig eine Gesinnung, welche die Menschen, die einander wechselseitig zu verstehen vorgeben, nahezu auswechselbar macht. Wie Wolfgang Lipp bemerkte, war es von nun an „für die Gegenwartsbetrachtung nicht abstreitbar, daß Konformitätszwänge neuer Art, Anpassungen bis in Motiv- und Bewußtseinsebene, um sich griffen“.¹³ Das moralische Bewusstsein steuerte dann oft in Richtung eines unter dem Namen der „Anpassung“ betriebenen Opportunismus. Dagegen richteten sich immer wieder sogenannte *counter cultures*, also gegenkulturelle Aktivitäten. Doch auch für die Vertreter einer solchen gegenkulturellen Antimode gilt, dass sie sich nicht immer von einem gruppenspezifischen Konformismus freimachen können: entweder weil sie in ihrem Rückzug aus der öffentlichen Welt der modisch Angepassten die Gruppe als den Raum ansehen, in dem sie ihre seelische Balance zu finden hoffen; oder aber weil sie, um ihre gegenkulturellen Bestrebungen umzusetzen, der sozialen Physik durch strategische Gruppenbildungen Rechnung zu tragen genötigt sind. Antimode nach außen schlägt so gewissermaßen dialektisch um in eine nach innen gerichtete, zwischen den Mitgliedern der Gruppe bestehende wechselseitige Anpassung. Die Demonstration des Unordentlichen, wie man sie in der Gegenwelt der Punks, Hippies und Gammler vorfindet, ist gewissermaßen als „konvexe“ Gegenform den „konkaven“ Bekundungen von Sauberkeit, Recht und Ordnung verbunden. Allerlei Schattierungen sind in diesem Bereich möglich: viel Ernsthaftigkeit, aber auch viel Maskerade. Zu denken ist etwa an Arthur Koestlers Schilderungen in seinem autobiografischen Roman *Sonnenfinsternis*, wo von jungen KP-Intellektuellen in den 1930er Jahren die Rede ist, die sich, nicht selten aus ökonomisch wohlhabenden

12 Bausinger, Zu den Funktionen der Mode, S. 6.

13 Wolfgang Lipp: Einleitung. In: Konformismus – Nonkonformismus. Kulturstile, soziale Mechanismen und Handlungsalternativen, S. 17–95, hier S. 80.

Kreisen stammend, durch die Zur-Schau-Stellung schmutziger Fingernägel in politischen Debattier-Clubs einen proletarischen Anstrich zu geben suchten.¹⁴

Naturgemäß kann eine Gruppe, auch eine gegenkulturelle, wie bereits Ludwig Marcuse bemerkte, nie nonkonformistisch sein: „Nonkonformistisch ist in der Regel zu übersetzen: ein anderer Konformismus; zum Beispiel das herrschende literarische Anti.“¹⁵ Gegenkulturelle Attitüden finden oft Ausdruck in einer Uniformierung, die man etwa durch Haartracht, Piercing oder Drahtschmuck zur Schau trägt. Bei allem Bekenntnis zum Individuellen ist sie für jene modisch geworden, die vom modischen *mainstream* abweichen wollten. Solche Gegenkulturen sind jedoch immer wieder in Gefahr, als Antimode modisch zu werden. Und so werden auch von jenem *mainstream* der herrschenden Mode immer wieder Elemente der Gegenkultur integriert:

„Buschhemd und Blue Jeans, noch vor der Hippiezeit am Anfang revoltierender Jugendgruppen stehend, bildeten gleichzeitig auch die Anfänge der Freizeitmode; [...] das wirre Haar kehrt wieder im mehr oder weniger gepflegten Afrolook – und ähnliche Zusammenhänge könnten bei Posters, bei Protestsongs und bei den ursprünglich gleichfalls protestlerischen ‚Buttons‘ (den Ansteckknöpfen mit aufgemalten Sprüchen) nachgewiesen werden.“¹⁶

Dies geht einher mit der Bereitschaft einer nicht unerheblichen Anzahl von Mitgliedern der sogenannten bürgerlichen Gesellschaft, sich hinsichtlich der Kleidung und der Accessoires nach unten zu ‚nivellieren‘ – eine Tendenz, für die Helmut Schelsky schon im Jahr 1953 die Bezeichnung „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ geprägt hat.¹⁷ Es ist jedenfalls nicht übertrieben, in bestimmten Zusammenhängen von einer geradezu innovatorischen Funktion der Gegenkultur für den modischen *mainstream* zu sprechen.

III. Zwischenbetrachtung zu einer Grundfunktion der Mode

Die Rede von dem permanenten Modewechsel und von der „ewigen Wiederkehr des Neuen“ missdeutet, wie Hermann Bausinger ausführt, den raschen Wechsel als

-
- 14 So Arthur Koestler in: Sonnenfinsternis. (Aus dem Englischen; ohne Übersetzungsnachweis.) London: Hamilton 1946. Dieses 1946 erstübersetzte Werk erfuhr zahlreiche Neuauflagen.
- 15 Ludwig Marcuse: Argumente und Rezepte. Ein Wörter-Buch für Zeitgenossen. Zürich: Diogenes 1973, S. 67–68. – Und Marcuse fügt ebenda hinzu: „‚Pluralismus‘ ist heute ein Plural von Konformismus.“
- 16 Bausinger, Zu den Funktionen der Mode, S. 4.
- 17 Helmut Schelsky: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Darstellung und Deutung einer empirisch-soziologischen Tatbestandsaufnahme. Dortmund: Ardey 1953. – Schelsky spricht von der „Herausbildung einer nivellierten kleinbürgerlich-mittelständischen Gesellschaft, die ebensowenig proletarisch wie bürgerlich ist, d. h. durch den Verlust der Klassenspannung und sozialen Hierarchie gekennzeichnet wird“. Zitiert nach 2. Aufl., 1954, S. 218.



eine grundlegende Funktion der Mode, während es sich doch richtig besehen um eine ihrer wichtigen Bedingungen handle. Zu ihren eigentlichen Funktionen zählt er die folgenden: Uniformierung, Verhaltenslenkung, Innovation, Kontinuität und Stabilisierung.¹⁸ Von diesen Funktionsbestimmungen soll – vor allem im Blick auf Ausführungen in den beiden folgenden Kapiteln – allein die zuletzt genannte kurz in Betracht gezogen werden. (Über die Funktionen von Wissenschaftsmoden wird noch in Abschnitt 3 des nächsten Kapitels einiges zu sagen sein.)

Bausinger weist bezüglich der Mode darauf hin, „dass sie das Veraltete versteckt, das Gegebene absichert“, also auf die *Stabilisierungsfunktion* der Mode. Seiner Ansicht nach, die er als These formuliert, verbirgt das moderne Gebaren in äußeren Dingen vielfach innere Verkalkungserscheinungen, verdeckt Verspätungen und stabilisiert auf diese Weise vorhandene Strukturen. Bausinger exemplifiziert dies an einem *Lore-Roman*,¹⁹

„in welchem Sportwagen der neuesten Bauart hin und her flitzten zwischen niedersächsischen Erbhöfen, in denen ein streng patriarchalisches Regiment herrschte. Die Konsumwelt also, die präsentiert wird, überhaupt alles In-die-Augen-springende, ist modern; aber die gesellschaftlichen Strukturen sind von Anno dazumal.“²⁰

Transponiere man diese Beobachtungen in den ökonomischen Bereich, so werde deutlich, dass sich der Zusammenhang auch umkehren lasse: „die Erhaltung der vorhandenen inneren Strukturen garantiert gewissermaßen die rasche Umschlags- und Veränderungsmöglichkeit im Bereich der Requisiten.“ Schon zu Beginn unseres Jahrhunderts habe Werner Sombart die Mode als „des Kapitalismus liebstes Kind“ bezeichnet.²¹ Die häufigen Hinweise von Riesman, Glazer und Denney, dass sich die neueste Gesellschaftsstruktur, die den außengeleiteten Charakteren entspreche, hinsichtlich ihrer Persistenz Ähnlichkeiten mit traditions-geleiteten Sozialordnungen aufweise, sind kaum anders zu interpretieren.²² Angesichts dieser Befunde fühlt man sich an die Bemerkung von Tancredi gegenüber dem Fürsten Salina in Giuseppe Tomasi di Lampedusa Roman *Der Leopard* erinnert: „Wenn wir wollen, daß alles bleibt wie es ist, dann ist nötig, daß alles sich verändert“,²³ zugleich aber auch an einiges im modischen Wissenschaftsbetrieb der europäischen Gegenwart.

18 Vgl. Bausinger, Zu den Funktionen der Mode, S. 4–8.

19 So der Name einer zwischen 1949 und 1975 in 1.484 Nummern erschienenen Romanserie, deren Hefte man an Kiosken und in Tabaktrafiken kaufen konnte.

20 Bausinger, Zu den Funktionen der Mode, S. 7.

21 Ebenda, S. 8.

22 Vgl. dazu Helmut Schelsky: Einführung. In: Riesman / Glazer / Denney, Die einsame Masse, S. 7–19, hier S. 16.

23 Giuseppe Tomasi di Lampedusa: *Der Leopard*. Aus dem Italienischen von Charlotte Birnbaum. München; Zürich: Piper 1959, S. 32; Originalzitat: „Se vogliamo che tutto rimanga come è, bisogna che tutto cambi.“ Giuseppe Tomasi di Lampedusa: *Il Gattopardo*. Milano: Feltrinelli 1958, S. 32.

IV. Modisches im europäischen Wissenschaftsbetrieb

Bestehend an dem EU-europäischen Wissenschaftsbetrieb ist zweierlei: einerseits die – jedenfalls in den Geistes- und Sozialwissenschaften – immer wieder auffallende immense Pluralität von „Ansätzen“, „Perspektiven“ und „Paradigmen“, was der Diagnose einer Mode insofern entspricht, als die rasche Abfolge derartiger methodischer Einstellungen dem Abwechslungsbedürfnis Rechnung zu tragen scheint; andererseits die Tatsache, dass, trotz aller Beschwörung flacher Hierarchien und demokratischer Universitätsverfassungen in den Enunziationen der Bologna-Administratoren, an den europäischen Universitäten in den beiden letzten Jahrhunderten kaum jemals so wenig Mitbestimmung der Fakultätskollegien und so viel autokratische Macht der Spitzenfunktionäre der Fall war wie in der *Entrepreneurial University*, also der unternehmerischen Universität von heute. Ehe in Abschnitt 3 dieses Kapitels der zur Mode gewordene Pluralismus von „Ansätzen“ in den Geistes- und Sozialwissenschaften erörtert wird, soll in den vorangehenden Abschnitten zwei Arten von Konformismus im Wissenschaftsbetrieb Aufmerksamkeit geschenkt werden: der modischen Nutzung des Englischen quer durch die Welt der Wissenschaften (1) und der Flucht einer sich bedrängt fühlenden Wissenschaft in den Populismus der *Science Slams* (2). Den Problemen der unternehmerischen Universität ist ein eigenes, das die gesamten Ausführungen abschließende Kapitel V gewidmet. Den Übergang dazu bildet der 4. Abschnitt von Kapitel IV zum Thema der Flexibilisierung wissenschaftlicher Dienstverhältnisse aus dem Geist der modisch gewordenen Wirtschaftspolitik.

1. Wissenschaftssprachlicher Konformismus

Hinlänglich bekannt, wenn auch in seinen Konsequenzen nur unzureichend bedacht, ist der zu ihrem eigenen Nachteil mehr und mehr auch von Geisteswissenschaftlern betriebene modische Konformismus, die eigene Sprache zurückzudrängen, um sich durch Benutzung des Englischen selbst den Anschein prinzipiell übernationaler Bedeutsamkeit zu verleihen. Man will global „anschlussfähig“ bleiben, wie das heute heißt, fragt aber erst gar nicht, an wen oder was. So gibt es Germanistenkongresse in Kanada und in den USA, die ausschließlich über deutsche Sprache und Literatur handeln, wo aber vor allem die aus Deutschland und Österreich stammenden Vortragenden ihren anglophonen, aber vorzüglich Deutsch sprechenden Kollegen unter Beweis stellen wollen, dass auch sie des Englischen mächtig sind. Man hört vom Präsidenten der Technischen Universität München, der gegen den Rat der Studentenvertretung beabsichtigt, Masterstudiengänge an seiner Universität ab 2020 zwingend ausschließlich in Englisch durchzuführen. Auf die Spitze getrieben wird das Ganze durch den, was die Pluralität der Sprachen anlangt, keineswegs liberalen Politiker Alexander Graf Lambsdorff, der als Europaabgeordneter der deutschen Freien Demokraten 2014 erklärte: „Englisch muss unsere [soll heißen: in Deutsch-



land] Verwaltungssprache werden.“²⁴ So soll also in Deutschland künftig nur noch das gelten, was in Englisch formuliert, gesprochen oder publiziert wurde. In diesem Zusammenhang mutet es auch seltsam an, wenn sich manche Wissenschaftler vehement für Diversität und Artenvielfalt in der Umwelt einsetzen, aber die Sprachenvielfalt gerne der Einheitssprache Englisch opfern wollen.²⁵

Dieses Monitum gilt aber vor allem den Germanisten und all jenen Geistes- und Sozialwissenschaftlern, denen ja hinreichend bekannt sein dürfte, dass die Identität vieler Mitgliedstaaten der Europäischen Union aus ihren nationalen Sprachen erwachsen ist. Soll das viel beschworene „Europa der Herzen“ – eine der prachtvollen Schöpfungen des rhetorischen Politikitsches – nur im anglo-amerikanischen Takt schlagen? Anstatt Deutsch als Wissenschaftssprache bewusst abzuwerten, erscheint es angebracht, die Chancen unserer Sprache auch zu nutzen, um in einer Epoche der Völkerwanderung echte Integration gelingen zu lassen: „Einwanderer zu ermutigen und zu fördern, Deutsch zu lernen und anzuwenden, vermeidet Parallelgesellschaften und buchstäbliches wechselseitiges Unverständnis.“²⁶

2. *Science Slams*

Der österreichische Fernsehbetrachter kennt im Allgemeinen die *Science Busters* – die beiden Physiker Heinz Oberhummer (Theoretische Physik) und Werner Gruber (Experimentalphysik) sowie den Kabarettisten Martin Puntigam –, nach eigenem Bekunden die „ungebrochen schärfste Scienceboygroup der Milchstraße“. Sie versuchen, Wissenschaft mit Humor für eine breite Öffentlichkeit zu kommunizieren. Dieser Typ von Veranstaltungen, der sogenannte *Science Slam*, der ursprünglich insbesondere in den USA beheimatet war und als universitätsinternes Unterhaltungsprogramm eine Rolle spielte, hat nun auch deutsche Gymnasien und Universitäten, ja sogar wissenschaftliche Kongresse erreicht. Populär sind die Slams in den Naturwissenschaften, weil dort mit Experimenten die erwünschte Anschaulichkeit leichter als in anderen Disziplinen demonstriert werden kann. Auch die Geisteswissenschaften wollen hier nicht zurückstehen: so fand im September 2014 auf dem Deutschen Historikertag in Göttingen der erste *History-Slam* statt, und die Frankfurter Goethe-Universität veranstaltete im November 2014 zu ihrem 100. Geburtstag einen *Goethe-Slam*.

Alle Slams sind als Wettbewerbe angelegt, über die gelungenste Darbietung befindet ein Publikum, das sich auch bei *Germany's Next Topmodel* einfinden könnte. Das klingt alles bürgernah und – selbstverständlich! – innovativ, ist aber, wie Magnus Klaue vermutet, „viel mehr Symptom der Torschlusspanik, mit der insbesondere

24 In: Die Welt vom 15. Dezember 2014: <http://www.welt.de/debatte/kommentare/article135390461/Englisch-muss-unsere-Verwaltungssprache-werden.html> [2015-10-28].

25 Vgl. dazu Johannes Singhammer: Mehr Mut zur deutschen Sprache. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 21. April 2015, S. 8.

26 Ebenda.

Nachwuchswissenschaftler auf ihre prekären Zukunftsaussichten reagieren“.²⁷ Es ist in der Tat eine Frage, welchen Sinn es macht, sich an Universitäten und im Rahmen wissenschaftlicher Kongresse in einer Weise, die über den Charakter kabarettistischer Begleitveranstaltungen hinausgeht, vor ‚der Bevölkerung‘ und nicht vor der sogenannten *scientific community* legitimieren zu wollen.

„Das Bedürfnis, sich direkt vom Publikum die Legitimation der eigenen Arbeit abzuholen, kommt erst auf, wenn die ökonomische Grundlage und geistige Substanz jener Arbeit in Frage gestellt sind.“ In den *Science Slams*, so findet Klaue, lebt der ökonomische Druck, der die Tradition der alten Stegreifbühnen ins Leben rief, fort – „mit dem Unterschied, dass deren Protagonisten sich diese Kontinuität nicht bewusst machen, sondern die Notwendigkeit, sich vor versammeltem Publikum zum Clown zu machen, als akademischen Fortschritt verkaufen.“²⁸

3. Pluralismus als Wissenschaftsmode

Was die – jedenfalls in den Geistes- und Sozialwissenschaften – immer wieder auffallende modische Pluralität von „Ansätzen“, „Perspektiven“ und „Paradigmen“ anlangt, so hat sie Jürgen Kaube exemplarisch, und zwar im Blick auf die Literaturwissenschaft, sach- und sprachkundig folgendermaßen charakterisiert:

„Man kann jenen unter Modeverdacht gestellten Wandel schon an Selbstbezeichnungen wie ‚New‘ oder ‚Neo‘ (Historicism, Strukturalismus), ‚Post‘ (Strukturalismus, Hermeneutik) oder ‚turn‘ (cultural, iconic, spatial, emotional, topographic) erkennen. Hinzukommen Theorieimporte (Psychoanalyse, Marxismus, Sozialgeschichte, Dekonstruktion, Systemtheorie, Verhaltensforschung), selbst hervorgebrachte Verfahren (Rezeptionsästhetik, Intertextualität, Narratologie) und Themenkonjunkturen (Geschlecht, Körper, Körperflüssigkeiten, Medien); und die ‚empirische Ästhetik‘ (neurolinguistic und evolutionary turn) steht schon vor der Tür.“²⁹

Das alles ist, wie Kaube ergänzend bemerkt, zwischen Mitte der 1960er Jahre und heute, also in einem Zeitraum von knapp 50 Jahren, „entfaltet und wieder zusammengefoldet worden“.³⁰ Die Sache ähnelt auffallend dem Kunstbetrieb, in dem seit circa 1900 die Bezeichnungen für Stile und Künstlergruppen einander jagen: Jugendstil, Art déco, Expressionismus, Kubismus, Futurismus, Abstraktion-Konstruktion, Dada, Surrealismus, Neue Sachlichkeit, Tachismus, Pop Art, Fluxus, Photo-realismus, Minimal Art, Concept Art, Neoexpressionismus, Postmoderne etc. Auf dem Kunstmarkt galt schon früh jenes Prinzip der *supply side economy*, das sich erst

27 Magnus Klaue: Die Wanderbühne der Wissenschaft. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 22. April 2015, S. N 4.

28 Ebenda.

29 Jürgen Kaube: Im Reformhaus. Zur Krise des Bildungssystems. Springer: zu Klampen 2015, S. 136.

30 Ebenda.



einige Zeit danach, aber vor allem unter dem Vorzeichen der unternehmerischen Universität in den beiden letzten Jahrzehnten, auch Teile des Wissenschaftsbetriebs zu eigen machen wollten.

In einigen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen sind die Proklamationen neuer Forschungsansätze gepaart mit dem modischen Chic eines diskursiven Jargons, der Achtungserfolge in ziemlich geschlossenen Wissenschaftlerkreisen erbringt – Kaube prägte für die dabei zur Anwendung kommende artifizielle Terminologie die Bezeichnung „diskursive Klingeltöne“³¹ und nennt in diesem Zusammenhang exemplarisch folgende wissenschaftliche „*buzzwords*“: „Liminalität“, „Hybridität“, „Subversion“, „Sehgewohnheiten in Frage stellen“, „figuriert“, „die abendländischen Episteme“, „negotiated reading/culture/identity“ und „différance“.³² Vieles wird zudem, wie man Kaube ergänzend feststellen kann, neuerdings in jenen kulturwissenschaftlichen Bereichen „angedacht“, aber auch „heruntergebrochen“. Oft genug handelt es sich dabei um Imponiervokabeln, mit denen normalsprachlich leicht darstellbare Sachverhalte esoterisch überhöht werden. „Der diskursive Klingelton“, so Kaube, „macht etwas zum Geheimnis, das keines ist. Er versorgt die Interpretation mit derselben Vieldeutigkeit, die das Interpretierte auszeichnet“.³³

Es ist nur eine Halbwahrheit, wenn der rasante Wechsel von neuen „Ansätzen“ und „Begrifflichkeiten“ in den Geistes- und Sozialwissenschaften dahingehend interpretiert wird, dass die Unruhe der Disziplin durch die Unruhe der Gesellschaft bewirkt werde und daher zu rechtfertigen sei.³⁴ Eher handelt es sich dabei um eine Mischung aus Originalitätsstreben und dem Bemühen, eine forschungsökologische Nische ausfindig zu machen, um sich nach Möglichkeit ein Alleinstellungsmerkmal zu sichern. (Einiges an vermeintlicher Originalität geht dabei übrigens auf Kosten mangelnder Vertrautheit mit einschlägigen, bereits früher erbrachten Forschungsleistungen.) Der Wissenschaftsmode kommt in diesem Zusammenhang eine dreifache soziale Funktion zu: erstens vermittelt sie den ihr Anhängenden ein bestimmtes Selbstwertgefühl; dann soll sie dafür dienlich sein, den außerhalb der Disziplin tätigen Wissenschaftlern, aber auch der Öffentlichkeit ein Gefühl für die Bedeutsamkeit der in der Disziplin geleisteten Arbeit zu vermitteln; schließlich soll sie zumindest so etwas wie saisonale Aufmerksamkeit bei denen hervorrufen, von welchen es Drittmittel zu lukrieren gilt. Jürgen Kaube hat dem – bezogen auf die Praktiken bestimmter Geisteswissenschaftler – sarkastisch Ausdruck verliehen:

„Die Mode überhöht das Projekt, indem sie es unter Berücksichtigung seiner Fristen als Beitrag zu etwas Frischem und allgemein Verständlichem darstellt. Sie versorgt die Beteiligten mit kollektiven Anfangsgefühlen, die um so wichti-

31 Ebenda, S. 145–158.

32 Ebenda, S. 155.

33 Ebenda, S. 158.

34 Siehe dazu Jürgen Kocka: Mode und Wahrheit in der Geschichtswissenschaft. In: *Leviathan* 38 (2010), S. 213–225.

ger erscheinen, als die Betriebsgrößen fast nur noch Hochspezialisiertes zulassen und die Sachen sowieso kaum noch jemand liest. [...] Und da es der Geisteswissenschaft nur selten plausibel möglich ist, mit Nützlichkeit zu winken, auratisiert sie eben ihre Forschungen in großartigen Titeln, die Umbrüche, völlig neue Sichtweisen sowie den Bedarf signalisieren, alles noch einmal zu lesen. Es kann nicht ausgeschlossen werden, daß dabei etwas herauskommt. Die Leistung der Mode in den Geisteswissenschaften besteht aber vor allem darin, daß etwas hereinkommt: Drittmittel, Umbruchsgefühle, Kollektivbewußtsein.³⁵

Aber nun zu einem anderen Aspekt des hier in Betracht stehenden Problemzusammenhangs: zu wissenschaftlichen Dienstverhältnissen aus dem Geist der permanenten Fluktuation.

4. Wissenschaft als flexibler Beruf

Wenn man sich nach der Promotion entscheidet, an einer deutschen Universität zu bleiben, begibt man sich, wie Hannah Bethke im März 2015 in einem Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* ausführte, in absurde Strukturen. Vor allem im Mittelbau kriege man ständig zu hören:

„Du musst rasch und viel publizieren“, „Du musst dich breit aufstellen“, „Du musst ‚networken‘“, „Du musst eine innovative Qualifikationsschrift verfassen“, „Du musst Deinen Output erhöhen“, „Du musst die Trends der Zeit erkennen“, „Du musst Projektanträge stellen“, „Du musst Vorträge halten“, „Du musst Tagungen organisieren“, „Du musst Wissenschaft effizient ‚managen‘“ etc.³⁶

Und das werde einem gesagt in dem Wissen, dass die Wahrscheinlichkeit, eine unbefristete Professur zu erlangen, schon allein statistisch gesehen sehr gering ist. Die Wissenschaftszeitvertragsgesetze in Deutschland – und ähnlich in Österreich – erlauben eine befristete Anstellung von bis zu zwölf Jahren. Diese Regelung wurde eingeführt, um einer permanenten Befristung der Stellen im Mittelbau entgegenzuwirken, um also langfristige Beschäftigung zu verhindern, die nur zur Ansammlung von „Totholz“ („*deadwood*“) führt, wie es in den USA heißt. Doch diese Praxis erwies sich als Etikettenschwindel:

„Anstatt die Stellen nach zwölf Jahren zu entfristen, werden die meisten, die bis dahin keine Professur erlangt haben – das ist die Mehrheit –, gar nicht mehr angestellt. Es kann also passieren, dass man zwölf Jahre harte Arbeit für ein System investiert, aus dem man am Ende ohne weitere Beschäftigungsmöglichkeit hinausfliegt.“³⁷

35 Kaube, Im Reformhaus, S. 142–143.

36 Hannah Bethke: Wahnsinn mit Methode. Das Nachwuchssystem verhindert, was es verlangt. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 11. März 2015, S. N 4.

37 Ebenda.



Und das, wie man hinzufügen muss, selbst bei vorzüglicher Evaluierung. Natürlich hat die Universität kein Monopol auf schlechte Arbeitsbedingungen, aber dann möge man doch wenigstens nicht immer die USA als Vorbild anführen, deren *Tenure track system* derartige Vorgehensweisen in der Regel unmöglich macht.

Nun wächst allerdings auch in den USA langsam ein Prekariat der zeitlich befristeten Universitätsangestellten heran, während gleichzeitig die Verwaltung wuchert. Deutschland ist in dieser Hinsicht jedoch wesentlich weiter. Von 2005 bis 2012 wurden für jede unbefristete Stelle in Forschung und Lehre durchschnittlich 3,7 unbefristete Verwaltungsstellen geschaffen. Da liegen Gewinner und Verlierer, wie die Biologen Björn Brems und Axel Brennicke in einem im Jänner 2015 erschienenen Artikel darlegen, klar auf der Hand:

„Die deutlichsten Verlierer sind die Studenten, die weniger Betreuer haben als vorher. Dicht gefolgt von den Wissenschaftlern, die bei gesunkenen Aussichten auf einen festen Vertrag auch noch mehr Arbeiten korrigieren müssen. Eindeutige Gewinner sind die Verwaltungsangestellten. – Im Vergleich gibt dies sehr zu denken. In Deutschland kann offenbar eine international konkurrenzfähige Wissenschaft mit all ihrem Spezialwissen von lediglich 60.438 Menschen auf Dauer gesichert werden. Und für diese Wissenschaftler muss anscheinend mehr als die doppelte Zahl (nämlich 135.897) von Verwaltern auf Dauer angestellt werden.“³⁸

Bald sind zwei Drittel aller *Vollzeit*wissenschaftler an deutschen Universitäten in prekären Anstellungsverhältnissen. – Deutschland hat diesen Weg in den letzten Jahren keineswegs im Alleingang beschritten, die Parallelen zu großen Wissenschaftsnationen wie Großbritannien sind offensichtlich, aber auch die zu kleinen, wie etwa Österreich.

V. Einiges zur *Entrepreneurial University* neuen Typs

Die Universitäten der Europäischen Union stehen gleich mehrfach unter Konformitätsdruck:

Zunächst sind es die Anordnungen der Politik im so genannten Bologna-Raum, die darauf hinauslaufen, die Studienordnungen an den europäischen Universitäten so weit wie möglich zu homogenisieren und auf diese Weise auch die Mobilität der europäischen Studenten aufgrund der erleichterten Anrechnung von Leistungsnachweisen zu steigern. Zu dieser Selbstverpflichtung auf Binnenkonformität der EU-Universitäten kommt noch das Bestreben, auch eine gewisse Konformität nach außen sicherzustellen, nämlich in Bezug auf die für das Bologna-System als vorbildlich angesehenen US-amerikanischen Exzellenzuniversitäten. Zu alledem kommt noch die Anpassung der Universitätsstrukturen an die gegenwärtig für vorbildlich

38 Björn Brems und Axel Brennicke: Wir flexibilisieren uns zu Tode. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 7. Januar 2015, S. N 4.

gehaltenen Organisationen der Wirtschaft. Diese drei Formen der Abstimmung nach innen und nach außen, also der Herstellung von Anpassung und Konformität, sind heute Trend. Ehe aber im Folgenden den Beziehungen der in diesem Sinne modischen Wissenschaftspolitik zur Wirtschaft und einigen Konsequenzen der Ökonomisierung des Wissenschaftsbetriebs nachgegangen wird, soll zunächst wieder ein Bezug zur Mode im engeren Sinn hergestellt werden.

Für die der Kleidermode Hörigen erscheint Imitation oftmals als der kürzeste Weg zur Lösung individueller Geschmacksprobleme. Man kopiert einfach, wo die Neigung, Fähigkeit oder Zeit zu einer eigenständigen Lösung fehlt. In der Wissenschaftspolitik, aber auch in der Wissenschaft selbst – jedenfalls in der Phase der *normal science* im Sinne Thomas S. Kuhns – vollzieht sich bekanntlich Ähnliches. Am Anfang übernimmt man die Theorien und Methoden, welche man erlernt hat, und praktiziert sie, so gut es eben geht. Dann erscheint es aber irgendwann nötig, Eigenständigkeit nachzuweisen: entweder man entdeckt Neues oder man entwickelt neue Theorien und Methoden, um bereits bekannte Erscheinungen auf eine ungewohnte, vermeintlich ‚tiefere‘ Weise zu erklären; man denke hier etwa an die verschiedenartigen Erklärungen identischer Erscheinungen des Lichtes durch Newton und Huygens.

Die Ähnlichkeiten und Analogien zwischen Kleidermode und Wissenschaft erweisen sich in einer weiteren Hinsicht als tragfähig. Wie sich Produzenten und Manager der Mode in zunehmendem Maße auf die Bedürfnisse der Konsumenten berufen,³⁹ um festzustellen, welche „Innovationen“ marktfähig sind, werden auch wissenschaftspolitische Maßnahmen in Kraft gesetzt, um zu garantieren, dass die wissenschaftlich Tätigen den Interessen der Wirtschaft entsprechen, welche, wie es heißt, den Wohlstand und das Gemeinwohl sichert. Angestachelt durch den so verstandenen Primat des Ökonomischen übertrug die Wissenschaftspolitik ihre Vorstellungen auf die Universität und gestaltete diese um zur *Entrepreneurial University*.⁴⁰ Andererseits steht die auf die Universitäten bezogene europäische Wissenschaftspolitik unter dem selbst auferlegten Konformitätsdruck, sich den erfolgreichsten US-amerikanischen Vorbildern anzupassen, ohne in finanzieller Hinsicht mithalten zu können und in organisatorischer Hinsicht mithalten zu wollen.

Angesichts der notorischen Unterfinanzierung der Universitäten sehen sich ihre Entrepreneurs veranlasst, das Einwerben von Drittmitteln durch die an ihnen tätigen Forscher entschlossen zu forcieren und zugleich zu prämiieren.⁴¹ Unausweichlich

39 Dies ist zwar etwas verkürzt formuliert, da ja auch diese Bedürfnisse selbst in gewissem Umfang industriell erzeugt werden, spielt aber für den Zusammenhang der vorliegenden Erörterungen keine besondere Rolle.

40 Vgl. dazu Kaube, Im Reformhaus, S. 103–112.

41 Dazu siehe ebenda, S. 124: „Das Schlüsselwort lautet inzwischen [...] ‚Drittmittel‘. Also wird die Energie in das Entwerfen von Projekten, die Abstimmung mit anderen Forschern und das inner- wie außeruniversitäre ‚Networking‘ gesteckt. Monatlich wächst die Zahl der Zeitschriften und multipliziert die entsprechenden Engagements der Spezialisten ebenso



verlagern dabei die Erwartungen der potentiellen Abnehmer wissenschaftlicher Erkenntnisse, also die Partikularinteressen gewisser Firmen und politischer oder gesellschaftlicher Anspruchsgruppen, die Perspektive der in der Wissenschaft Tätigen von der reinen auf die angewandte Forschung, damit aber auch die Definitionshoheit über sinnvolle Forschungsthemen und fruchtbare Forschungsergebnisse vom Bereich der Wissenschaft auf externe Akteure und deren Interessen. Zunehmend werden in den sogenannten Zielvereinbarungen mit den Vorgesetzten Leistungserwartungen gegenüber Wissenschaftlern durch die Bestimmung der Höhe von Drittmitteln quantitativ bestimmt, und in nicht unbedeutendem Umfang kompensiert die Akquisition externer Forschungszuwendungen die eingehendere Befassung mit dem wissenschaftlichen Wert der solchermaßen geförderten Forschung, ihrer Methoden und ihrer Resultate. Eine derartige Form der Drittmittelabhängigkeit birgt Gefahren in sich: einerseits die des Aufkommens autoritärer, namentlich die Forschungsorientierung von jüngeren Wissenschaftlern steuernder Führungskonstellationen, andererseits aber die der Preisgabe wissenschaftlicher Objektivität durch Gefälligkeitsgutachten und Legitimationsbeschaffung, etwa für interessierte Unternehmen bzw. politische Lobbyisten. Auf gravierende negative Auswirkungen einer durch außerwissenschaftliche Interessen in Dienst genommenen Wissenschaft haben Angela Spelsberg und Matthias Burchardt am Beispiel manipulierter Studiendaten bei Generika und patentgeschützten Medikamenten hingewiesen.

„Für die finanzierende Firma kommt es nicht darauf an, dass die Wahrheit über Wirksamkeit und Nebenwirkungen des jeweiligen Präparates das Licht der Öffentlichkeit erblickt, sondern dass sie dieses Produkt so teuer und schnell wie möglich vermarkten kann. [...] Alle Studiendaten sind Eigentum des Herstellers; er allein entscheidet darüber, was veröffentlicht wird und was nicht. [...] Auf die veröffentlichten Forschungsergebnisse ist kein Verlass mehr.“⁴²

Derartiges hat aber bislang den Eifer der Befürworter der *Entrepreneurial University* nicht ernsthaft beeinträchtigt. Denn der Eifer wächst in dem Maße, in dem sich der Staat aus der Wissenschaftsförderung zurückzieht und damit insbesondere der Grundlagenforschung oftmals die erforderliche Unterstützung versagt.

Schluss: Noch ein Wort zur EU-Wissenschaftspolitik

Eine traurige Angelegenheit ist in diesem Zusammenhang auch die Wissenschaftsbürokratie der Europäischen Union. Wie Gottfried Schatz, der ehemalige Vorsitzende des Schweizerischen Wissenschafts- und Technologierates, betont, waren es

wie die Zahl der Tagungen, deren Zusammenfassung in Sammelbänden schon gesichert ist, bevor auch nur ein einziger Vortrag gehalten wurde und also auf seine Publikationswürdigkeit hin beurteilt werden konnte.“ – Zu den daraus resultierenden Nachteilen für die Lehre siehe ebenda, v. a. S. 115–131 sowie S. 90–91.

42 Angela Spelsberg und Matthias Burchardt: Unter dem Joch des Drittmittelfetischs. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15. Januar 2015, S. 8.

die Wissenschaftsminister, die in Lissabon im Jahre 2000 beschlossen, die EU zum kompetitivsten und dynamischsten Wirtschaftsraum der Welt zu machen. Wohl-gemerkt: Es waren die Wissenschafts- und nicht die Wirtschaftsminister, und sie sahen in der Stärkung der Wirtschaft das oberste Ziel von Europas Wissenschaft! Während aber die Wirtschaft frei sein soll, soll die Wissenschaft gelenkt werden. Wissenschaftspolitik erstickt dabei eher das, was sie fördern sollte, wenn sie in der Absicht, ‚Innovation‘ zu generieren, den akademischen Nachwuchs zunehmend auf die Kommunikation, die *self-promotion*, das *networking* und die Vermarktung hin orientiert und – parallel dazu – der Forschung allzu konkrete Ziele verordnet oder aber die Zielsetzung den die Universitäten alimentierenden Unternehmen über-lässt.⁴³ Dagegen führt Schatz ins Treffen:

„[...] wirklich innovative Grundlagenforschung schafft sich oft erst ihre eigen-
nen Ziele. Wenn diese bereits von Anfang an feststünden, kann die Forschung
gar nicht innovativ sein. War Nietzsche vernetzt? War Max Planck interdiszi-
plinär? Die Fragen sind unsinnig.“⁴⁴

Obschon die verordnete Befassung mit den als karriererelevant eingeschätzten Zie-
len nicht selten ihre intrinsische Motivation ersetzt und sie sich zudem oft von ih-
ren Wissenschaftsadministratoren gleichermaßen wie von der Wissenschaftspolitik
hintergangen fühlen, hat sich bislang die Mehrheit der jüngeren Wissenschaftler an
den Hohen Schulen den der Unternehmensberatung und dem modernen Manage-
ment entlehnten Verfahrenstechniken, die auf sie zur Anwendung kommen, ohne
nennenswerte Gegenwehr ergeben. Nicht wenige der Besten unter ihnen weichen
allerdings in außeruniversitäre Bereiche aus und überlassen die Hohen Schulen auf
diese Weise fügsameren und bescheideneren Gemütern sowie denen, die es sich ent-
weder in der Institution bereits richten konnten oder es sich in ihr mangels externer
Alternativen mit Mühe zu richten bestrebt sein werden.

43 Auch der ehemalige Präsident der Stanford University, Gerhard Casper, hat diese Über-
zeugung als Festvortragender im Rahmen der jährlich stattfindenden Feierlichen Sitzung
der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am 8. Mai 2015 klar zum Ausdruck
gebracht. Seine Rede wird im Druck erscheinen in: Österreichische Akademie der Wissen-
schaften. Almanach 165 (2015) (im Druck).

44 Gottfried Schatz: Gefährdete Wissenschaft. Festvortrag im Rahmen der Feierlichen Sit-
zung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am 17. Mai 2006. In: Österrei-
chische Akademie der Wissenschaften. Almanach 156 (2005/2006), S. 299–307, hier S. 305.